

Sucht als Mehrgenerationenproblem

Die Platzspitz-Babys von heute

Natalie Avanzino
19.11.2014
Neue Zürcher Zeitung



Drogenabhängige Anfang der Neunzigerjahre ó nicht selten mit Suchtfolgen für die Kinder. (Bild: Martin Ruetschi / Keystone)

Peter Burkhard arbeitet mit Frauen und Kindern, die in suchtbetroffenen Familien aufgewachsen sind. Über 20 Jahre nach der Räumung der offenen Drogenszene ist das Thema virulent, denn Sucht ist ein Mehrgenerationenproblem.

Vor einem Jahr erschien die Biografie der heute 29-jährigen Michelle Halbheer. Die Zürcherin erzählt in ihrem Buch «Platzspitzbaby» aus ihrer Kindheit, die sie mit einer schwer heroinabhängigen und gewalttätigen Mutter verbrachte. Von Anfang an wurde sie von dieser in den Junkie-Alltag einbezogen und erlebte jahrelange schwerste Vernachlässigung. Erst als das Mädchen 13-jährig von der Mutter auf die Strasse gesetzt wurde, placierten sie die Behörden in eine Pflegefamilie.

Halbheers Biografie stiess in der Öffentlichkeit auf grosses Interesse, wochenlang führte die Publikation die Schweizer Bestsellerliste an. Der Appell der jungen Frau, Kinder mit drogenabhängigen Eltern nicht ihrem Schicksal zu überlassen, sensibilisierte für ein bis anhin weitgehend unbeachtetes Problem.

Schon Babys auf Entzug

Ist Michelle Halbheers Kindheit ein tragischer Einzelfall, der heute nicht mehr möglich wäre? Peter Burkhard, 40 Jahre in der Suchttherapie tätig, verneint dies klar. «Auch heute wachsen in der Schweiz Tausende von Kindern weitgehend ohne äussere Hilfe mit substanzabhängigen Elternteilen auf», sagt der in diesen Wochen in Pension gehende Leiter des Vereins für umfassende Suchttherapie «Die Alternative» in Ottenbach.

Die Schliessung der offenen Drogenszene auf dem Platzspitz und dem Lettenareal in Zürich vor über 20 Jahren habe die Drogenproblematik aus dem öffentlichen Raum verdrängt. Damit sei sie aber auch aus dem kollektiven Bewusstsein vieler Schweizer und Schweizerinnen verschwunden. «Dass es unsere Institution heute noch immer braucht, zeigt, dass die Schweiz ihre Drogenproblematik keineswegs gelöst hat», betont Burkhard.

Der dem Verein Die Alternative angeschlossene Ulmenhof in Ottenbach ist (neben einer Frauengemeinschaft in Solothurn) die einzige Anlaufstelle in der Deutschschweiz, die Drogenabhängige mit ihren Kindern aufnimmt. «Als wir das Zwei-Generationen-Modell 1984 einführten, stiessen wir in Fachkreisen auf Unverständnis und Ablehnung», erzählt der Fachmann rückblickend. «Damals wie heute stehen für viele nur die Süchtigen im Zentrum einer Therapie ó und die davon unweigerlich betroffenen Kinder werden vergessen.»

In Ottenbach hat es Platz für 25 Kinder und ihre Mütter. «Unser Kinderbereich ist seit Jahrzehnten oft an der Kapazitätsgrenze», berichtet Burkhard. «Leider müssen wir teilweise auch Klientinnen abweisen, weil kein Platz frei ist.» Erschwerend komme heute hinzu, dass illegale Drogen gesellschaftlich weit verbreitet seien. Früher wurden diese nur in bestimmten Kreisen konsumiert, heute seien alle sozialen Schichten durchdrungen ó vom Topmanager über den Bauarbeiter bis zum Sozialhilfeempfänger. Burkhard spricht gar von einer «neuen sozialen Klasse der Drogenkonsumenten».

Hohe Dunkelziffer

«Sehr häufig haben wir es auch mit einem Mehrgenerationenproblem zu tun», führt der 65-Jährige aus. Babys, deren Mütter in der Schwangerschaft illegale Drogen, aber auch Medikamente oder Alkohol, konsumieren, kommen bereits süchtig zur Welt. Gleich nach der Geburt ó etwa im auf abhängige Neugeborene spezialisierten Triemlispital ó erhalten sie Morphium und müssen einen rund zweimonatigen Entzug durchleben. «Was danach passiert, kommt ganz auf die Mutter an, viele verschwinden mit ihren Kindern von der Bildfläche», sagt Burkhard. Die Dunkelziffer sei extrem hoch, lange nicht alle nähmen Hilfeleistungen in Anspruch. «Fühlt sich eine Mutter nicht imstande, allein für ihr Kind zu sorgen, und ist sie selbst im Drogensumpf oder auf Entzug, so kann sie bei uns im Ulmenhof unterkommen. Dies passiert allerdings meist auf Druck von Behörden», führt der Suchtexperte weiter aus.

Zweite Platzspitz-Generation

Neueintretende Frauen sind meist rund ein Jahr mit ihren Kindern im Ulmenhof, sie haben Unterstützung im Alltag, leben in einem geregelten Tag-Nacht-Rhythmus, ernähren sich gesund und lernen Verantwortung zu übernehmen, daneben sind sie sozialtherapeutisch betreut. Der Verein Die Alternative führt auch Wohnungen für Frauen, die die Rehabilitationszeit hinter sich haben und selbständig ihren Alltag meistern können. «Oberstes Ziel ist bei allen Angeboten, dass die Mutter-Kind-Beziehung gestärkt wird, so dass die Nähe für das Kind positiv ist», betont Burkhard.

Kann die Geburt eines Kindes ein Anker für eine süchtige Mutter sein, um von den Drogen wegzukommen? Der Experte sieht dies nach so vielen Jahren nüchtern: «Im entscheidenden Moment steht immer die Droge an erster Stelle», weiss er aus jahrzehntelanger Erfahrung. Wenn die Klientinnen der Situation nicht mehr standhalten können und auf «die Gasse abhauen», so kommen die Kinder ins Kinderhaus Tipi, das dem Ulmenhof angegliedert ist.

«Tragisch ist, wenn die Kleinen später selbst drogenabhängig werden», sagt Burkhard. Er zitiert Studien aus Deutschland, die davon ausgehen, dass die Wahrscheinlichkeit, dass betroffene Kinder spätestens als junge Erwachsene selbst süchtig werden, rund 60 Prozent höher ist als für die durchschnittliche Bevölkerung. Wenn also eine junge Frau Anfang der neunziger Jahre auf dem Platzspitz war, ist es durchaus realistisch, dass ihre Tochter heute mit ihrem Kind in Ottenbach ist. Entsprechend könne von einer «zweiten und dritten Platzspitz-Generation» gesprochen werden, so Burkhard.

Engagierte Behörden wichtig

Der Fachmann sieht deshalb grossen Handlungsbedarf und fordert ein schweizweit gültiges Grundlagenpapier als griffige Massnahme. Er wünscht sich ein Referenzsystem mit genau definierten altersspezifischen Mindeststandards zur Betreuung und Erziehung von Kindern, welche Substanzabhängige erfüllen müssen. Und ganz wichtig: Kinder in sucht betroffenen Familien brauchen dringend engagierte Behörden. «Fällt die eigene Mutter als Lobbyperson aus, weil sie mit ihrer Sucht nicht klarkommt, ist ein Kind verloren», ist sich Burkhard sicher.

Wenn unmissverständlich feststehe, dass eine Frau durch Beratung nicht erreicht werde, müsse über alternative Zugänge ó wie etwa eine Einweisung in eine Klinik oder die Anordnung für eine fürsorgliche Unterbringung für das Kind ó nachgedacht werden, verlangt der Experte. Aber er betont, dass eine Wegnahme der Kinder nicht das Ziel sei. Es müsse darum gehen, süchtige Mütter zu befähigen, ihre Kinder bis ins Erwachsenenleben zu begleiten.